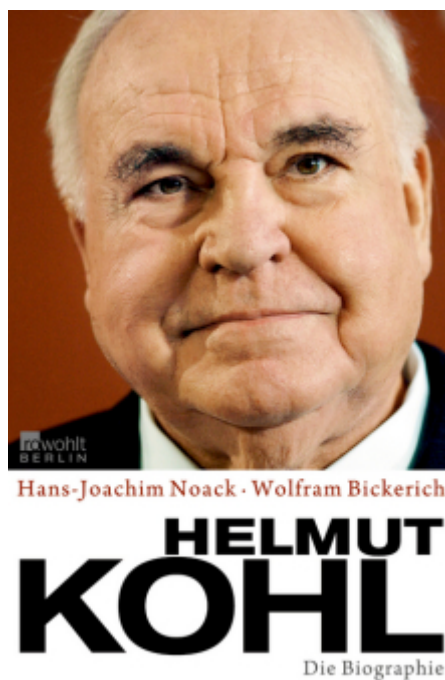


Leseprobe aus:

**Hans-Joachim Noack, Wolfram Bickerich**

# Helmut Kohl



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

# Inhaltsverzeichnis

«Dann wird er über  
die Ufer treten ...»: ein Vorwort 7

Kapitel 1  
**«Pfälzer Krischer»: Jugend und Lehrjahre 15**

Kapitel 2  
**«Raus aus der Gartenlaube»: Aufstieg in Mainz 29**

Kapitel 3  
**«Baum unter Büschen»: Zwischen Mainz und Bonn 49**

Kapitel 4  
**«Amateurhafte Fehler»: Das Duell mit Rainer Barzel 67**

Kapitel 5  
**«Mann der Mitte»: Aufstieg zum Parteivorsitzenden 81**

Kapitel 6  
**«Das glitschige Bonn»: Vom Parteichef zum Kanzlerkandidaten 97**

Kapitel 7

**«Der Spuk von Kreuth»: Absturz und  
endgültiger Durchbruch 117**

Kapitel 8

**«Pflicht im Dienst am Vaterland»:  
Der Machtwechsel 137**

Kapitel 9

**«Wir Menschen tragen einen Abgrund in uns»:  
Die ersten Kanzlerjahre 169**

Kapitel 10

**«Unverrückbar wie ein Eichenschrank»:  
Die Wende 191**

Kapitel 11

**«Der Mantel der Geschichte»:  
Auf dem Weg zur Einheit 209**

Kapitel 12

**«Das Lied von der Krise»:  
Kanzlerdämmerung 235**

Kapitel 13

**«Mein Ehrenwort»:  
Abschied von der Macht 249**

Kapitel 14

**«Die Hand, die segnet, wird gebissen»:  
Elder Statesman 267**

Personenregister 295

Bildnachweis 301

## «Dann wird er über die Ufer treten ...»: ein Vorwort

Er ist der Kanzler der Einheit. Seine Amtszeit währte länger als die jedes anderen deutschen Regierungschefs. Er überstand vier Bundestagswahlen siegreich, war sechzehn Jahre lang fast unangefochten in Partei und Parlament.

Anfangs als Tollpatsch belächelt, wegen seiner Redeschwäche geschmäht, strebte der Mann aus der Pfalz beharrlich an die Spitze. Sein ganzes Leben widmete er der Politik, unermüdlich rackerte er sich ab auf der Ochsentour nach oben – von Hinterzimmern über Vorzimmer in Chefzimmer, von Weinfesten über Bierzelte, Rathäuser, Parteitage bis in die höchsten Ämter. Er hatte wenig Flausen im Kopf und keine Utopie einer neuen Gesellschaft. Die Macht war sein Ziel.

Noch zu Beginn seiner Kanzlerschaft galt er als der «am meisten unterschätzte Politiker»: ein auffällig heimatliebender, dem Pathos zugeneigter Biedermann, den man seiner Statur wegen «Schwarzer Riese» nannte, der aber eher die etwas zu groß geratene Verkörperung des deutschen Kleinbürgers war. Er wirkte nicht eisig überheblich wie sein Vorgänger Helmut Schmidt, nicht entrückt grüblerisch wie der Visionär Willy Brandt, nicht rechthaberisch auftrumpfend wie der Männerfreund Franz Josef Strauß, nicht professoral belehrend wie der hartnäckige Widersacher Richard von Weizsäcker. Sein damaliger geistlicher Beistand Pater Basilius Streithofen charakterisierte ihn so: «Der Kanzler besitzt

die Tugend des Maßes. Sie hält die von der Klugheit geforderte richtige Mitte ein, zwischen dem Zuviel und dem Zuwenig.»

Aber dann, gegen Ende seiner Amtszeit, das er ungebührlich lange verzögerte, verlor er jedes Maß: Die Einheit war erreicht, ein Ehrenplatz im Haus der Geschichte gesichert, da nahm er für sich ein ganz eigenes Recht in Anspruch, vorbei an lästigen Regeln oder gar Gesetzen. Das in westlichen Demokratien fein gewirkte System von *Checks and Balances*, die oft mühsame Suche nach einem Kompromiss zwischen den Parteien und Lagern, war ihm fremd. Denn wem schuldete er Rechenschaft – außer dem Wähler? Die sogenannte veröffentlichte Meinung interessierte ihn im Grunde nicht; für sie hielt er einen Standardsatz bereit: «Wer mich kennt, weiß, dass ich nicht das mache, was die Medien von mir fordern.»

Stattdessen tat er ein Leben lang – vor allem, als das Karriereziel erreicht war – das, was sein Instinkt für richtig hielt. Und die Mehrheit der Deutschen ließ sich davon zunehmend beeindrucken. Im Gegenzug verlangte er ihr möglichst wenig ab.

Geduldig erfand und festigte der vor Selbstvertrauen strotzende Christdemokrat ein eigenes, nach ihm benanntes System der Machterhaltung, das freilich nur überdauern konnte, weil er in seinem Herrschaftswillen konkurrenzlos blieb: Widersacher wurden kaltgestellt, auf unwichtige Posten abgeschoben oder, wie Norbert Blüm, als Hofnarren geduldet. Schon die Abfolge der von ihm installierten Parteimanager von Kurt Biedenkopf bis zu Peter Hintze glich einer öffentlichen Demontage dieses Amtes – vom General steil abwärts zum Sekretär.

Überhaupt sah er in einsamen, überraschenden Personalentscheidungen den höchsten Ausweis seiner Macht. Dabei war er vor Irrtümern natürlich nicht gefeit: Sein erster Kanzleramtschef Waldemar Schreckenberger – ein Schulkamerad – war eine glatte Fehlbesetzung. Ein weiterer Freund aus Jugendtagen, Hermann Jung, vom Kanzler zeitweilig mit der Verwaltung und

Koordination der Geheimdienste beauftragt, verschloss und ver-  
gaß wichtige Akten in seinem Tresor.

Andererseits besaß er ein herausragendes Gespür für politi-  
sche Talente, die er förderte, solange sie ihm nützlich erschienen;  
man denke in der frühen Zeit an Heiner Geißler, Roman Her-  
zog oder Bernhard Vogel, und später an Angela Merkel, das von  
Kohl so genannte «Mädchen».

Zugleich zeigte er das typische Verhalten eines Patriarchen:  
Mögliche Nachfolger wie Wolfgang Schäuble wurden kleiner  
gemacht, als es ihrer wahren Bedeutung entsprach. Auch das ge-  
hört zu den Grundvoraussetzungen eines jeden Staatsmannes:  
Ohne die Fähigkeit, seine Kombattanten und ihre Erwartungen  
zu enttäuschen, wäre er nicht geworden, was er ist.

War Helmut Kohl ein großer Kanzler?

Jacob Burckhardt, der Urvater der deutschen Geschichts-  
schreibung, hat die «historische Größe» eines Staatsmanns von  
seiner «Einzigkeit» oder «Unersetzlichkeit» abhängig gemacht.  
«Der große Mann ist ein solcher, ohne welchen die Welt uns un-  
vollständig schiene, weil bestimmte große Leistungen nur durch  
ihn innerhalb seiner Zeit und Umgebung möglich waren und  
sonst undenkbar sind.» Das trifft unter deutschen Kanzlern ohne  
Zweifel auf Otto von Bismarck und Konrad Adenauer zu. Den  
Gründervater der Bundesrepublik erwählte sich Helmut Kohl  
schon früh zum Vorbild – so früh, dass er noch drei Jahrzehnte  
brauchte, sein Vorbild endlich zu beerben.

Der promovierte Historiker Kohl schätzt seine eigene Bedeu-  
tung gewiss geringer ein, als es die Maßstäbe Burckhardts vor-  
geben, auch wenn ihm Bescheidenheit von jeher fremd gewesen  
ist: Er hatte das Glück, er nennt es «Fortune», in einer Zeit zu  
amtieren, die als kurze Epoche «einzig» war.

Wie unterschiedlich dabei die großen Leistungen der an der  
Wiedervereinigung beteiligten Staatsmänner in ihren jeweiligen  
Ländern bewertet werden, zeigt sich am Beispiel Michail Gorba-

tschows. In der Bundesrepublik hoch dekoriert, gilt er daheim nur als Mann des Übergangs.

Die persönliche Begegnung mit dem russischen Reformator fernab aller Berater, Minister oder Protokollbeauftragten rechnet Kohl zu den Höhepunkten seiner sechzehnjährigen Regentschaft. Später beschreibt er ein Schlüsselmoment im Verhältnis zu Gorbatschow: Es ist Mitternacht am 15. Juni 1989 – und die beiden stehen im Park des Bonner Bundeskanzleramts vor einem Mäuerchen in Sichtweite des Rheins, als dem Gastgeber spontan das Herz aufgeht: «Schauen Sie sich den Fluss an, der an uns vorbeiströmt. Er symbolisiert die Geschichte; sie ist nichts Statisches. Sie können diesen Fluss stauen, technisch ist das möglich. Doch dann wird er über die Ufer treten und sich auf andere Weise den Weg zum Meer bahnen. So ist es auch mit der deutschen Einheit. Sie können ihr Zustandekommen zu verhindern suchen. Dann erleben wir beide sie vielleicht nicht mehr. Aber so sicher, wie der Rhein zum Meer fließt, so sicher wird die deutsche Einheit kommen – und auch die europäische Einheit.»

Mag sein, dass Kohl diese in seinen «Erinnerungen» festgehaltene Szene mit zu viel Symbolik befrachtet oder auch leicht übertreibt (Gorbatschow erwähnt in seinen Memoiren weder den nächtlichen Spaziergang noch den Gedankenaustausch), aber so sieht der Deutsche die Geschichte: In ihrer Stetigkeit ist sie für ihn ein mächtiger Strom, dem der Einzelne nichts entgegenzusetzen vermag.

Der Kanzler der Einheit hat noch andere Prädikate verdient. So schwach seine innenpolitischen Leistungen ausfielen – in Wahrheit kümmerte er sich nicht um die überfällige Reform der Gesellschaft –, so unvergleichlich stark war sein Engagement in der Außenpolitik.

Spätere Generationen werden Kohl als den Architekten des vereinten Kontinents würdigen; an diesem Ehrentitel hat er zeitlebens hart gearbeitet. Die europäische Einigung zäh voran-

getrieben zu haben, war die fast noch größere Leistung, als nach dem Mauerfall den Zipfel vom Mantel der Geschichte zu erhaschen – die Einheit, heute wissen wir es aus dem tristen Erbe der DDR-Akten, wäre ohnehin auf die Deutschen zugekommen, der Zusammenschluss Europas vermutlich noch immer nicht so weit gediehen. Mit Recht wurde der Altkanzler zum «Ehrenbürger Europas» ernannt. In den USA galt er als «Staatsmann des Jahrzehnts». Sein Büro, das in Berlin in einer repräsentativen Dépendance des Bundestages Unter den Linden liegt, hat schon längst vor der Zählung der Ehrendoktorh te, Ehrentitel, Ehrenspangen kapituliert.

Allerdings ist der Kreis derjenigen, die sich in seinem Ruhm zu sonnen wünschen, kleiner geworden, seit er im Zuge der Spendenaff re gezwungen wurde, den Ehrevorsitz seiner Partei aufzugeben, der er ein Vierteljahrhundert lang vorstand.

Darf ein Regierungschef bewusst Gesetze umgehen, die er mit seiner eigenen Unterschrift gutgeheißen hat? Darf er als spendensammelndes Parteioberrhaupt für sich selbst eigene Regeln aufstellen, die mit dem geltenden Recht kollidieren? Wiegt ein von ihm selbst verfertigtes «Ehrenwort» schwerer als staatliche Normen? Darf er eine mit seiner Hilfe eigens geschaffene Behörde verklagen, weil diese die Rechtslage zu seinen Ungunsten interpretiert?

Vor der von Kohl immer wieder beschworenen «Geschichte» ist das sture Beharren auf einem vermeintlichen Schweigegel bde eine l ssliche Sünde; freilich eine, die lange haftenbleibt und erst langsam vor anderen Erinnerungen an seine Amtszeit zu verblassen scheint.

Inzwischen dominiert er sogar die Rangliste der Persönlichkeiten, die Deutschland seit 1949 «am meisten geprägt» haben: In einer Erhebung nennen vierzig Prozent der Befragten den Namen Kohl, mit Abstand folgt sein politisches Vorbild Konrad Adenauer – und dann erst kommen Helmut Schmidt und Willy

Brandt. Kohls politischer Niedergang im vergangenen Jahrzehnt, den er selbst unbeirrt einem letztlich verzeihlichen Fehler zuschreibt, war offensichtlich kein Denkmalsturz.

Mit dem Eingeständnis dieses «Fehlers», so gab er immer wieder zu Protokoll, habe er größeren Makel von seiner Person fernhalten wollen: Er sei eben nicht bestechlich gewesen – jedenfalls nicht in dem Sinne, dass er sich für staatliches Handeln von anonymen Nutznießern bezahlen ließ; und tatsächlich konnte ihm – trotz intensiver Bemühungen der Aufklärer in Justiz, Parlament, Publizistik – ein solches Verhalten nie nachgewiesen werden. Nach allem, was man über ihn herausgefunden hat, war er keineswegs korrupt.

Als langjähriger Vorsitzender wusste Kohl jedoch um die Schwierigkeiten und die klammen Kassen einer Organisation, deren Gedeihen den meisten seiner Wähler gleichgültig ist – er war ein Parteisoldat, wie es ihn nur selten gab. Die CDU empfand er als sein Zuhause. Wer nicht dazugehörte, war ein «Soz», also ein Outcast. Er schuf aus einem Kanzlerwahlverein eine moderne Volkspartei, die er zunächst zum Widerspruch gegen die Altvorderen aufstachelte, dann aber unter seiner Führung nur allzu gerne wieder in den alten Trott der Ergebenheit zurückfallen ließ. Sie emanzipierte sich erst, als Angela Merkel den Übervater mit einem kalten Schlag verdrängte.

Immer wieder beschreiben Biographen diesen Kanzler als «überdurchschnittlichen Durchschnittsbürger» – eine Kraftnatur aus der pfälzischen Weinstube im deutschen Nachkriegsidyll. Aber als es darauf ankam, erwies er sich doch als Staatsmann.

Mit der von Kohl häufig im Munde geführten «Wegweisung» war es dagegen nicht so weit her. Für die Gestaltung von Gegenwart und Zukunft galten ihm stets die Maximen seines großen Vorbilds als Richtschnur: «Konrad Adenauer», so betonte er nicht nur in seiner ersten Regierungserklärung, sondern hielt sich auch später stets daran, «führte vor über 30 Jahren die Deut-

schen in die Gemeinschaft der freien Völker des Westens und baute darauf die Außenpolitik der Bundesrepublik Deutschland. Auf dieses Erbe dürfen wir aufbauen, und aus diesem Erbe ziehen wir auch die Kraft, das für heute Notwendige zu tun.»

Im Rückblick erstaunlich: Helmut Kohl wollte die Bürger der Achtziger zurück in die vermeintlich goldenen Fünfziger führen. Es herrschte Gemütlichkeit, wie der Kanzler sie sogar im Umgang mit seinen Staatsgästen vorlebte – (möglichst) mit Schlappen an den Füßen, Vivaldi im Ohr, einem von Gattin Hannelore nach eigenem Rezept gefüllten Saumagen im Ofen und ausreichend Pfälzer Wein im Keller. Der stets mäkelnde «Spiegel» bezeichnete dieses vom «Mann aus Oggersheim» mit Hingabe gepflegte Idyll als «Atomenergie mit Familiensoße».

Aber seine Wähler mochten ihn dafür – oder für seine Strickjacken, die er nicht allein in historischen Momenten überstreifte und die ihm besser standen als der Frack oder gar der Stresemann. Eine von ihnen schmückt jetzt das von ihm gegründete Deutsche Historische Museum in Bonn.

Der Philosoph Jürgen Habermas nannte Kohl wegen dieser unbekümmerten Attitüde «die verkörperte Entwarnung». Trotz seiner massigen Erscheinung war bei ihm nie ein Anflug von persönlicher und militaristischer Großmannssucht zu spüren – wie sich spätestens bei seinem Auftritt mit François Mitterrand in Verdun zeigt. Das machte seine Gespräche mit anderen Mächtigen über die Einheit Deutschlands und die Einigung Europas so glaubwürdig. «Kohl ist weder gefährlich noch einschüchternd», applaudierte Habermas. «Er ist repräsentativ ohne Repräsentation.» Und als habe er die späteren Wirrungen und Irrungen erahnt, fügte der Vordenker der deutschen Intellektuellen 1994 ein als Tadel getarntes Lob hinzu: «So könnte uns einzig sein unschätzbare Vorzug, so gar nicht zum Vorbild zu taugen, zum Nachteil gereichen.»



Von klein auf zu einer «praktischen Vernunft» erzogen, die sich «aus Pflichtbewusstsein und Fröhlichkeit des Herzens speist»: Helmut Kohl als achtjähriger Schüler in seinem Geburtsort Ludwigshafen-Friesenheim.

## **«PFÄLZER KRISCHER»: JUGEND UND LEHRJAHRE**

Als Anfang der achtziger Jahre zweiundvierzig mehr oder minder bedeutende Bundesbürger gebeten werden, in einem Sammelband ihre Kindheit und Jugend zu reflektieren, macht der prominenteste von ihnen gerne mit. Helmut Kohl, gerade zum Kanzler gewählt, schildert akribisch seine Herkunft, ein zuweilen fast sentimentaler Text. Später, als Elder Statesman, verdichtet er den Extrakt daraus zum ersten Schlüsselsatz seiner Memoiren: «Ich bin ein klassisches Beispiel dafür», schreibt der am 3. April 1930 in der pfälzischen Industriestadt Ludwigshafen geborene einstige Regierungschef, «welchen Einfluss das Elternhaus hat.»

Ihm, so bekräftigt er auch bei anderen Gelegenheiten, verdanke er die entscheidenden Anstöße, die fortan sein inneres Koordinatensystem bestimmen. Eigenschaften wie die oft demonstrativ zur Schau gestellte Bodenständigkeit oder sein pralles Ego, die sich anhand einer «bürgerlichen Werteskala» entwickeln, sind das Resultat frühester Prägungen. Obenan stehen Gewissenhaftigkeit, Fleiß und Gottvertrauen.

Der Vater Hans Kohl, ein aus dem Fränkischen in die damals bayerische Kurpfalz übergesiedelter Steuersekretär, und die liebevoll um sein Wohl bemühte Mutter Cäcilie, so entsinnt sich der

letzgeborene Sohn, machen nicht viele Worte. Für die geistig-moralische Grundorientierung gilt in der streng katholischen Familie die Kirche als höchste Instanz – und was an Erziehungsmethoden «heute problematisiert, psychologisiert und im Übermaß analysiert» werde, notiert der Autor als Kanzler, sei daheim «schlicht vorgelebt» worden.

Immerhin ist man dort so «stockscharf», dass ihn manche der frommen Riten bis in die Gegenwart begleiten. Wie in den dreißiger Jahren der hungrige «Helle» über jedem frischangeschnittenen Laib Brot das Kreuz schlägt, tut das mit gleicher Selbstverständlichkeit noch der erwachsene Staatsmann.

Bei den Kohls – einem «typischen, kleinen Beamtenhaushalt» – herrschen praktische Vernunft und ein Realitätssinn, der sich «aus Pflichtbewusstsein und Fröhlichkeit des Herzens speist». Sie sind sparsam, ohne das Feiern zu vergessen, und bekennen sich trotz fester Weltanschauung stets zur Toleranz. So ruft die patente Mama «je nach Bedarf und Zuständigkeit» ihre Schutzheiligen an, hört die sonntags per Volksempfänger ausgestrahlten Predigten der leichteren Verständlichkeit wegen aber lieber bei den Protestanten. Und als Helmut später nicht nur eine aus Sachsen stammende – in der Pfalz so genannte Heringeschneite –, sondern obendrein noch evangelische Frau heiratet, macht ihm niemand einen Vorwurf.

Mit den acht und vier Jahre älteren Geschwistern Hildegard und Walter verbringt der kleine Helmut Josef Michael eine zunächst ausgesprochen glückliche Kindheit. Weil der Vater in der stürmischen Umbruchphase der Weimarer Republik um seinen Job bei der Ludwigshafener Finanzbehörde nicht zu fürchten braucht und der Opa mütterlicherseits der Familie 1932 ein im Stadtteil Friesenheim gelegenes Haus mitsamt prächtigem Nutzgarten vererbt, fällt auf seine ersten Jahre kaum ein Schatten.

Für zwei Portionen Fleisch pro Woche oder die vom Jüngsten heißbegehrten Süßspeisen reicht es da immer, und unter den

vierzig gepflegten Obstbäumen darf er sich im Garten, der damals noch an freie Felder grenzt, nach Belieben austoben. Wie die Schwester zu erzählen weiß, bildet sich bei dem quicken Junior schon früh ein gewisses Geltungsbedürfnis heraus: Einmal habe sich der zu Faxen neigende Helmut ein Bettlaken um die Schultern geschlungen und als Mitra einen Kaffeewärmer auf den Kopf gesetzt, um dann seinen Spielkameraden zu befehlen, ihm «die Schleppe zu tragen».

Auch sonst entfaltet der selbstbewusste Bub beträchtliche Aktivitäten. Die ihm täglich übertragene Aufgabe, das in Scharen vorhandene Kleinvieh zu versorgen, bringt ihn rasch auf andere nützliche Ideen: Er handelt mit Stallhasen, die er vorher prämierten Rammlern zugeführt hat, oder fängt in den Nebengewässern des Rheins Flusskrebse, um sie anschließend zu verhöckern. Der Versuch, sogar eine Seidenraupenzucht aufzubauen, bleibt allerdings erfolglos.

Aber die schönen Zeiten ändern sich. Wie dem Sohn nach der Machtübernahme der Nazis im Lauf der Jahre langsam bewusst wird, stehen die patriotisch gesinnten Eltern dem ausufernden völkischen Größenwahn kritisch gegenüber – und was ein Krieg im Leben der Menschen anrichtet, erfährt er auf schmerzliche Weise schon bald am eigenen Leib.

Die erste Bombe, ein Blindgänger, schlägt bereits Anfang Mai 1940 im Vorgarten seines Hauses am Hohenzollernring 89 ein, und von da an haben die knapp 150000 Einwohner der prosperierenden Chemie-Metropole Ludwigshafen unter insgesamt mehr als 120 Luftangriffen zu leiden. Helmut Kohl ist gerade mal zwölf Jahre alt, als er mit den Schülerlöschtrupps, die überall zur Trümmerbeseitigung verpflichtet werden, zwangsläufig auch Tote bergen muss. Da habe er, wie sich noch der alte Mann erinnert, «aufgehört, ein Kind im normalen Sinne zu sein».

Doch der schlimmste Schock folgt erst in der Schlussphase des Infernos. Bevor er selbst in einem Wehrrtüchtigungslager

in der Nähe des Berchtesgadener Obersalzbergs landet, um als Pimpf die letzte Bastion des «Führers» mit dem Einsatz von Nebelwerfern abzuschirmen, stirbt an der Front der Bruder. Die Familie trifft dieser Schicksalsschlag umso härter, als sich der Vater mitschuldig fühlt. Schon in der kaiserlichen Armee als «Tapferkeitsoffizier» kämpfend und im Zweiten Weltkrieg abermals eingezogen, hatte er den an soldatischem Heldentum kaum interessierten Jungen zu einer Karriere beim Militär überredet, was ihn nun in Seelenqualen stürzt.

Und dennoch – darauf legt der Bundeskanzler a. D. im Rückblick großen Wert – sei das Elternhaus «intakt» geblieben. Da man bei aller Vaterlandsliebe nie auch nur ansatzweise in ein «nationalistisches Fahrwasser» geriet, ging der Kompass, so versichert er seinen Lesern, «in keinem Augenblick verloren».

Die Familie nimmt demütig hin, was ihr von höheren Mächten zugebracht worden ist, und vor allem der überlebende Sohn entwickelt dabei ungeahnte Kräfte. Bei Kriegsende schlägt er sich zu Fuß mehrere hundert Kilometer nach Hause durch und verbringt den Sommer 1945 auf einem Bauernhof in Franken, um dort an der Pflugschar oder im Kuhstall schwere körperliche Arbeiten zu verrichten. Er will sein Geld künftig als Landwirt verdienen, aber dieser Kindertraum verflüchtigt sich bald. Schon im Herbst kehrt er nach Ludwigshafen in die mittlerweile wieder geöffnete Oberrealschule zurück.

«Helle», der vorher zu den eher Schwächeren seines Jahrgangs zählt, mausert sich. Als Streber mag der inzwischen hochaufgeschossene Teenager zwar nur ungern gelten, umso mehr aber als eine «Art Leitwolf», der an seiner Schule die Strippen zu ziehen beginnt. Mit Freunden und von ihm selbst beschafften Baumaterialien setzt er auf eigene Faust nicht nur das in den Feuerstürmen erheblich beschädigte Unterrichtszimmer in stand, er macht auch sonst gezielt von sich reden. Nach hitzigen Wortgefechten mit jenen Lehrern, die zum Teil noch in der alten

martialischen Paukermanier fortfahren, wird er prompt zum Klassensprecher gewählt.

Als der Staatsmann längst in den politischen Olymp aufgerückt ist, loben Zeitzeugen, schon der junge Kohl habe einen bemerkenswerten Corpsgeist bewiesen. Nach ihren Schilderungen steigert ein von ihm formulierter «Ehrenkodex», der die leistungsstarken Schüler verpflichtet, ihre schwächeren Kameraden abschreiben zu lassen – und sich in Verhaltensweisen einzuüben, die den eigenen, noch etwas vagen Vorstellungen von Demokratie entsprechen –, enorm seine Beliebtheit. Dass er sie häufig nutzt, um seinen Führungswillen zu untermauern, fällt zunächst nur kritischen Geistern auf.

In den Jahren des Hungers und Mangels begründet vor allem ein beachtliches Organisationstalent seinen Ruf. Um die Klasse mit Schülerinnen des Ludwigshafener Mädchen-Gymnasiums zusammenzubringen, beschwätzt er als Rudelführer die Wirtsleute des Gasthauses «Zum Weinberg», über die damals noch üblichen Prüderien hinwegzusehen und einen gemeinsamen Tanztee-Abend zu erlauben. Bei dieser Gelegenheit lernt er die aus Leipzig geflüchtete und mit ihren Eltern im nahen Mutterstadt wohnende Hannelore kennen – seine spätere Ehefrau.

In der Rückschau beschreibt der Pensionär Helmut Kohl die darauffolgende Zeit als die «vielleicht unbeschwerteste» seines Lebens. Als es funkt, ist er achtzehn und sie fünfzehn, und die beiden gelten sofort als unzertrennliches Paar. Seines kräftigen Haarwuchses wegen nennt sie ihn etwas spöttisch «mein schwarzer Italiener», während er die modebewusste Blondine als erfrischend «kesse Person» empfindet. Am liebsten schwimmt man im Rhein hinter Lastkähnen her, bricht zu langen Fahrradtouren auf oder tuckert, als er das nötige Geld beisammenhat, auf einer gebrauchten «Lambretta» durch die heimische Gegend.

Helmut Kohls zweite und kaum minder große Leidenschaft gehört da schon ganz der Politik. Was im geteilten Deutschland